

Sächsische Zeitung Landeszeitung für die Provinz Sachsen für Anhalt und Thüringen Nr. 254



Bezugspreis: monatlich 2 0/0, bei 2maliger Zahlung 2 00 0/0, einschließlich Postgebühren...

Halle-Saale Freitag, 28. Oktober 1927

Anzeigenpreis: Die Oberzeile 20 Pfennig, die Mittelzeile 15 Pfennig, die Unterzeile 10 Pfennig...

Standrecht über Bukarest verhängt

Ereignung in ganz Rumänien

(Telegraphische Meldung)

Nach Meldungen aus Rumänien ist die Lage dort ausserordentlich gespannt. Die Miliz der Garisten greift...

Immer weiter ausdehnt. Der Führer der Nationalen Bauernpartei in Rumänien Julius Maniu...

Die Politik des Auslandes

Am 18. Oktober trat die ungarische Kammer nach viermonatiger Pause wieder zusammen...

Wir brauchen Auslandskapital!

Eine Rede des Reichswirtschaftsministers vor dem Hauptausschuss des Reichstages

Berlin, 27. Oktober. Der Hauptausschuss des Reichstages hat heute die Debatte über die allgemeine Wirtschaftslage...

gesehen. Nach unseren ökonomischen Gesetzen sei es klar, dass diese Verhältnisse das Auslandskapital anziehen...

Wirtschaftliche Lage nach dem Stand der Dinge...

Wenn man diese Summe in die Verhältnisse zu dem Eigenkapital der Industrie setzt...

bei der Preisbewegung...

Nach diesen Ausführungen ergreift Reichspräsident Schacht das Wort:

Rom will Neutralität behalten

Wegen seines großen Vertrauens.

Rom will Neutralität behalten

Wegen seines großen Vertrauens.

Die deutsche Wirtschaft hat auch weiterhin eine Zukunft...

Die Berliner Meldungen über eine eventuelle Verlegung des Hofstaats beim Quirinal...

Unterhaltungs-Beilage

Der Mann in der Kuffe

ROMAN VON

OTTO SOYKA

[16]

COPYRIGHT BEI „DER ZEITUNGSROMAN“, BERLIN W 9
(NACHDRUCK VERBOTEN)

Eine Stunde währte dieses gesellige Zusammensein in demselben kleinen Salon, in welchem Hellrat zum ersten Male mit Renate Bard allein gewesen. Die drei Gäste standen unter der besonderen Obhut des Geschäftsträgers Herrn Ferdinand, der die Answahl der Speisen für sie und die Bedienung überwachte. Während dieser Stunde zeigte sich Hellrat als liebenswürdiger Gesellschafter. Er war es gewohnt, daß ihn der Nimbus des Reichtums und des Erfolges umgab. Er hielt es für seine Pflicht, das junge Mädchen jene Schwierigkeiten ihrer materiellen Lage, die er vermutete, vergehen zu lassen. Er war auch bemüht, sie zum Sprechen zu bringen, denn er glaubte, das müsse ihr Erleichterung bringen, und alles was ihr wohlhat, wünschte er.

Else's Blick hatte wiederholt fragend und forschend auf ihn geruht. Des einen war sie sich nunmehr ganz bewußt: dieser Mann fühlte sich ihr gegenüber vollkommen unbefangen. Was es auch immer zwischen ihnen beiden vor nicht allzu langer Zeit gegeben, in seinem Gedächtnis lebte es nicht.

Da unternahm sie es, dieses Gedächtnis zu wecken. „Ich kannte einen Mann Ihres Namens, der spielte und mir sehr nahe stand.“ Es waren die ersten auf das Ziel gerichteten Worte, die sie sprach.

Renate beobachtete die beiden scharf. Sie sah, daß der Blick des jungen Mädchens bedeutungsvoll und antwortfördernd auf Arthur Hellrats Zügen lag. Was wollte dieser Blick? Sie sah auch, daß Hellrats Unbefangenheit unberührt blieb.

„Das ist ein seltsames Zusammentreffen!“ rief er. „Denn, vor nicht langer Zeit, konnte man mich selbst einen Spieler nennen. Aber zu meinem Bedauern gilt das andere, was sie sagten, nicht mir, denn ich stand Ihnen niemals nahe.“

„Zu jener Zeit, von der ich spreche, lebte ich mit meiner Mutter hier allein. Ich vertraute jenem Mann und konnte mir eine Zukunft ohne ihn nicht denken. Ich gab ihm alles, was ich hatte, um damit zu spielen.“

„Es ist selbstverständlich, daß er das alles verlor.“ meinte Hellrat ruhig. „Die Karte ist die Feindin der Liebe.“

„Er hat mehr verloren als Geld. Er verlor auch die Erziehung an mich.“

Hellrat schüttelte den Kopf. „Ein unbegreiflicher Fehler von ihm“ erklärt er überzeugt und war bestrebt, die Hand seiner Tischnachbarin an seine Lippen zu ziehen.

Else entzog ihm die Hand. „Finden Sie das wirklich?“ fragte sie mit müdem Lächeln.

„Ja! Aber was taten Sie, als er Sie im Stich ließ? Wie haben Sie diesem Mann, der Ihrer nicht würdig war, geantwortet?“

„In meiner Weise. Ich glaube jetzt, daß auch das ein Fehler war. — Am nächsten Tage suchte mich jemand auf und erzählte mir von ihm, von seinen Spielverlusten, von neuen Ansichten, die ihm offenstanden. Und dieser Fremde wußte alles, was zwischen mir und meinem Freunde geschehen! War das nicht Beweis genug? Wußte ich ihm nicht glauben? Er sagte mir, daß ich der Zukunft jenes Mannes im Wege stehe, und daß ich nichts anderes tun könne, als ihn verlassen, um ihn niemals wiederzusehen.“

„Und Sie?“

„Ich? — Ich war gekränkt, beleidigt, wenn Sie so wollen. Es ist fast immer ein Fehler, gekränkt und beleidigt zu sein. Aber ich hinterließ ihm auch einen Brief, in dem ich Abschied nahm.“

„Und er?“

„Er hat bis heute nicht geantwortet.“

„Wie erklären Sie das?“

„Vielleicht hatte er kein Interesse an meinem Briefe, und — vielleicht hat er ihn gar nicht erhalten.“

„Dann war es Ihre Schuld! Sie mußten mehr tun, als bloß das. Sie mußten ihn sehen und zur Rede stellen.“ Nichts

konnte der Sicherheit gleichkommen, mit der Hellrat seine Rückschlüsse gab.

„Ich sagte schon, daß ich gekränkt war. Aber ich wußte auch damals nicht alles, was sich in jener Nacht ereignet hat.“

„Nichts kann es geben, das ein solches Verfahren rechtfertigt.“ erklärte Hellrat bestimmt.

„Denken Sie? Ich dachte es bis vor kurzem auch. Nun aber weiß ich, was in jener Nacht geschah, und will es Ihnen erzählen.“

Hellrat sah der Erzählung mit kaum geringerer Neugier entgegen als Renate. Sie verstand es, schweigend zuzuhören und beobachtete mit dem Ausdruck einer wilden Genugnung. Nicht ein einziges Mal hatte sie den Versuch gemacht, dieses Zwiesgespräch zu unterbrechen.

„In jener Nacht, als mein Freund alles verloren hatte, machte ihm jemand den Vorschlag, noch einen Coup um ein Vermögen zu spielen. Was mein Freund einsetzte, weiß ich auch heute noch nicht. — Vielleicht sein Vertrauen, vielleicht die Erinnerung an seine Vergangenheit.“ — Sie sprach unsicher, und der Blick auf Hellrats Gesicht war bittend und dringend geworden.

„Wie ist es möglich?“ fragte Hellrat verständnislos. „Man kann doch Gefühle und Persönlichkeit nicht auf eine Karte setzen!“

„Vielleicht kann man es doch! Vielleicht können Menschen heute mehr erreichen, als wir verstehen. Jener Coup wurde gespielt, meinen Freund aber verließ im letzten, im entscheidenden Augenblicke die Besinnung. — Jenen Coup hat er verloren.“

„Verloren!“ Hellrat sprang in plötzlicher unerklärlicher Erregung auf. „Das ist nicht wahr. Er hat gewonnen, er muß gewonnen haben!“

„Warum glauben Sie das?“

„Weil es nicht anders sein kann.“ Hellrat sprach jetzt mit schmerzlicher Stimme, er zitterte am ganzen Körper.

„Er hat verloren. Ich weiß es bestimmt. Und irgendwo steht er seit jener Zeit in der Gewalt des Mannes, von dem ich sprach. Vielleicht hat dieser Mann es auch für gut gefunden, ihm Geld zu geben, vielleicht eben daselbe Geld, das damals auf dem Spiele stand? — Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, daß ich meinen Freund, der mich damals verließ, liebe. Er war nicht Herr seiner selbst, er trägt nicht die Schuld an dem, was geschehen ist.“

„Sie lieben ihn auch heute noch?“

„Heute so wie früher! Und ich glaube, daß diese meine Liebe stärker sein muß als alle fremden Kräfte.“

„Vielleicht glauben Sie das zu Unrecht.“ — Der die Antwort gab, war Reignier.

Kein Zufall, wenigstens kein nachweisbarer Zufall, hatte ihn herbeigeführt. Unmittelbar nach Else's Ankunft bei Cronnek waren Versuche gemacht worden, ihn telephonisch von dem, was vorging, zu verständigen. Das hatte Herr Ferdinand, das hatte auch der Kammerdiener Leo Sorff veranlaßt. Aber eine Stunde mußte vergehen, ehe es gelang, ihn zu erreichen.

„Ich glaube es!“ wiederholte Else. Sie sah entschlossen und ruhig diesem seltsamen Menschen ins Gesicht, der plötzlich vor der Postiere erschienen war. Es war nicht schwer für sie, seinen Namen zu erraten, sie hatte genug von ihm gehört.

Reignier wandte den Blick für Sekunden ab. Dann sprach er zu Hellrat. „Es ist nicht gut für Sie“, sagte er, „sich mit diesen Dingen abzugeben. Warum tun Sie das? Was wollen Sie? Sie wissen, daß Ihr Schicksal glänzend ist, und daß Sie sich für Ihr Schicksal aufsparen müssen. Kommen Sie mit mir! Mein Wagen wartet und ich werde Sie jetzt nach Hause bringen.“

Hellrat stand und blickte bald auf ihn und bald auf Else. Es schien, als suche er mühsam in seinem Gedächtnis, nach etwas, das lang verschwunden war. — „Ist es wahr?“ fragte er. „Sie

sagt, daß ich einmal, daß ich damals den Coup verloren hätte?"
„Was hat das für Bedeutung? Warum danach fragen? Kommen Sie mit mir!"

„Ich will Sie später auffuchen. Jetzt muß ich dieser Dame folgen und sie nach Hause begleiten.“

„Später?“ Reigniers Miene nahm den Ausdruck angestrengten Nachdenkens an. „Wissen Sie so bestimmt, daß es für Sie ein Später gibt, Es wird gefährlich sein, diese Dame nach Hause zu begleiten. Es ist ein Entschluß auf Leben und Tod.“

„Warum?“

„Habe ich jemals mit meinen Voraussetzungen unrecht gehandelt? Ich warne Sie vor der Gefahr. Jetzt steht Schicksal gegen Schicksal, Wille gegen Wille, jetzt kämpfen fremde Gewalten. Wagen Sie sich nicht in einen solchen Kampf! — Ihr Weg führt zu mir.“
„Mein Weg — führt an ihre Seite“ Er brachte die Worte mühsam hervor.

„Dann ist es stärker.“ — Reignier sprach zu keinem der Anwesenden. Er machte keine Bewegung der Abwehr, als Hellrat Elise aus dem Zimmer führte. —

Es war gefährlich! Als das Automobil von dem Waldwege in die Stadt einbog, stieß es durch Zufall mit einem anderen Wagen, der vor der Stadt her um die Ecke kam, zusammen. Durch einen jener Zufälle, die es nur in Reigniers Angelegenheiten gab, oder die nur in eben diesen Angelegenheiten so auffallend erscheinen!

Hellrats Wagen wurde zertümmert, er selbst und Elise Larri wurden weit hergeschleudert. Leute eilten herzu, andere versuchten vergeblich, das zweite Automobil anzuhalten.

Das Mädchen war unverletzt geblieben. Entsetzt beugte sie sich über den Mann, der aus einer Stirnwunde blutete und dessen Arm gebrochen war. „Es darf nicht sein!“ rief sie. „Du bist bei mir, du darfst nicht sterben!“

Lange Sekunden vergingen, ohne daß einer der Umstehenden den Mut fand, näherzutreten. Lange Sekunden, in denen Elises Blick unverwandt an den bleichen Jüngen des Besinnungslosen hing.

Dann schlug Hellrat langsam die Augen auf. Sie sahen in Elises Gesicht, irrten qualend wieder ab und begegneten dann nochmals ihren Wänden.

Und plötzlich sagte Arthur Hellrat: „Ich entsinne mich.“

Hellrat schwebte drei Wochen in Lebensgefahr. Sein Kopf war beim Fall auf einen Stein aufgeschlagen, und als Folge hatte sich eine Gehirnhautentzündung eingestellt. Drei Wochen lang war die Frage: Leben oder Tod?

Braucht man deshalb an den Kampf höherer Gewalten zu glauben, von dem Reignier gesprochen, an das Ringen zweier Mächte um ein Menschensein? Es war alles einfach logisch erklärbar bis in die letzte Einzelheit!

Da hatte es den Zusammenstoß mit dem Wagen gegeben. Er blieb durchaus nicht geheimnisvoll. Der fremde Chauffeur wurde ausgeforscht. Es konnte nachgewiesen werden, daß er zur Zeit des Ereignisses schwer betrunken gewesen, und daß ihn allein alle Schuld an dem Unfall traf. Er hatte sich zu verantworten, und sein Vergehen wurde nach einem bestimmten Gesetzesparagrafen geahndet. Der menschlichen Gerechtigkeit geschah Genüge.

Da hatte ein heftiger Sturz aus dem Wagen Hellrats Organismus erschüttern müssen. Ein Blutaustritt führte zu Vereiterungen. Der Arzt brauchte den lateinischen Ausdruck Meningitis, die Wissenschaft sah wie gewöhnlich klar.

Wenn aber ein Kampf von höheren Mächten stattfand, so war Elises Liebe die eine von ihnen. Das junge Mädchen verließ den Kranken nicht. Sie war es, die mit dem Tode um ihn kämpfte. Es braucht nicht an die dunklen Erklärungen Reigniers gedacht zu werden! Ein Mädchen, ein Mensch, der liebte, opferte die Ruhe der Nächte, sie war die unermüdete Pflegerin — selbst, gerade Hellrats Arzt, der nüchternste Mann der Wissenschaft, den es geben konnte, ein Mensch, der Reigniers Lehren für Humbug erklärte —, er war es, der den Ausdruck wählte, daß sie „ein Wunder“ verrichtet habe.

Am Tage der Krise aber, zur selben Stunde, als der Arzt Hellrat für gerettet erklärte, erlebte der Polizeikommissar Nank den höchsten Triumph seiner Laufbahn.

Reignier fuhr in seinem Auto vor dem Amt vor. Er betrat das Zimmer, in dem auch einige andere Parteien gegenwärtig waren und schritt geradewegs auf den Polizeikommissar zu. „Ich bin Ihr Gefangener,“ teilte er ihm mit.

Nanks Erstaunen war grenzenlos. „Wollen Sie mir Gesandnisse machen?“ fragte er eifrig.

„Nein. Ich bin nur der Einfachheit halber selbst gekommen. Denn Sie hätten mich in einer Stunde verhaften lassen, Sie

hätten Ihre Beamten nach mir ausgesandt, und diesmal wäre mir eine Flucht mißlungen.“

„Ich habe keinen Grund — so ohne Geständnisse, ohne Anklagen —!“

„Sie werden bald Grund haben.“ Reignier nahm auf einer der Holzbank Plaz. „Ich warte hier darauf.“

„Wie können Sie das vorher wissen?“

„Die Stunde ist gegen mich“

„Herr, Sie sind toll!“ schrie der Kommissar. „Ich habe kein Recht, Sie hierzubehalten.“

„Warten Sie nur kurze Zeit, und Sie werden es gewiß nicht bereuen. Wir wollen doch nicht Verstecken miteinander spielen: funden werde. Es ist einfacher so, ich erspare Ihnen die Mühe, Ich will mich nicht suchen lassen, wenn ich gewiß bin, daß ich gegen die Stunde — die Stunde, die gegen mich ist, wird vorübergehen.“

Er behielt recht. Wenige Minuten später lief eine telephonische Anzeige ein. Sie kam aus dem Kreise um Arthur Hellrat und sie gab dem Polizeikommissar den Grund, den er brauchte.

Arthur Hellrats Angaben ließen es wahrscheinlich erscheinen, daß Reignier die Grenzen, die dem Tun eines Staatsbürgers gezogen sind, weit überschritten habe.

Diese Angaben! — Sie sind auch die einzigen in klarer Form vorgebrachten Beschuldigungen, sie wurden aufrechterhalten, und es ist der Mühe wert, sich mit ihnen zu befassen, denn aus ihnen gewann die Öffentlichkeit ihr Bild von der Art Reigniers.

Hellrat wußte, daß ihm durch Monate Dinge der Vergangenheit aus dem Gedächtnis geschwunden waren. — Eine partielle Störung der Gehirnfunktion nannte man es. — Zur wirklichen Ruhe ist er in dieser Zeit nicht gekommen. Es bestand für ihn der absolute Zwang, jede Einzelheit seines Lebens Reignier zu erzählen, die vollkommene Unfähigkeit, sich dessen Wünschen und Befehlen zu widersetzen. Das aber genigte nicht zu einer Anklage. Hellrats seelische Schwäche war Privatangelegenheit. Irgendwie wurde der Zustand wissenschaftlich erklärt. In jenem Augenblick seiner Haltlosigkeit hatte ein Stärkerer von seinem Fühlen und Wollen Besitz genommen, er hatte es mit Virtuosität getan — strafbar war Reignier deshalb nicht. Ließ sich doch kaum auch nur beweisen, daß er Hellrats Zustand in jenem Augenblick richtig abzuschätzen vermochte!

Aber — ein Etwas, ein unscheinbares Etwas gab es in Hellrats Angaben, und das genigte für das Gesetz.

Der Mann, der ihm sein Schicksal fortgenommen, durfte es nach menschlicher Satzung tun, denn es besteht kein Schutz gegen Schicksalster. Aber der Mann bediente sich eines falschen Namens, und das, was kleinen Betrügnern verboten ist, war auch ihm verboten. Er hieß in Wirklichkeit nicht Reignier, er war ein algerischer Großkaufmann — Hellrat wußte es.

Der Mann, der sich Reignier nannte, war nicht imstande, über seinen Beruf und die Art seiner Geschäfte Auskunft zu geben. Viele von den Nahestehenden, seiner Gewalt Verfallenen, mögen das gewußt haben. Er nahm sich nicht die Mühe, ihnen etwas zu verbergen. Aber ein einziger war jetzt der Gewalt entkommen — er entsann sich, und aus seinen Angaben stieg eine Unheimlichkeit, die das Leben jedes Menschen von heute unsicher erscheinen läßt, empor — gegen sie konnte das Gesetz nichts tun. Und diese Angaben enthielten auch jenen so ganz nebensächlichen Umstand, und das Gesetz reichte sich Reignier gegenüber zu Niefengröße. „Wer sind Sie?“ „Welche Einkünfte haben Sie?“ „Was veranlaßt Sie, unter falschem Namen zu leben?“ Alltägliche Fragen, die nicht beantwortet werden konnten, machten Reignier zum Gefangenen. — Er wies Paß und Dokumente vor, lächelnd, als wäre das alles ein Scherz. Oft hatte er sie vorgezeigt und man hatte nicht an ihrer Echtheit gezweifelt. Jetzt plötzlich erklärte man sie für verdächtig, die Frage nach seinen Einkünften blieb unbeantwortet — man verlangte Einsicht in seine Korrespondenz, man forderte von ihm Beweise für seine Behauptungen. — Er weigerte sich, mehr zu sagen.

Der Kommissar ordnete wieder eine genaue Hausdurchsuchung an. Sie hatte wenig Resultat. Reignier war es bekannt gewesen, daß die Stunde gegen ihn sei.“ Er hatte das, was man für Geschäftskorrespondenz gehalten, vernichtet, man fand im Kamin einen Stoß verlobter Papiere vor.

War es deshalb, weil die Stunde gegen ihn war? — Unter jenen Papieren gab es auch ein dickes Buch von Aufzeichnungen, in dem sich noch Stellen entziffern ließen. Die Polizei scheute keine Mühe, die Öffentlichkeit war aufmerksam, man verbandte viel Sorgfalt auf die Entzifferung jener wenigen Stellen. War der Erfolg entsprechend?

In dem Buch, das von Reigniers eigener Hand geschrieben war, fanden sich Sätze, die in den Zeitungen abgedruckt wurden und vielfach zu Erdörterungen Anlaß gaben.

(Fortsetzung folgt.)

Lokomotivkrankheit

Skizze von Donald Stuart, Stuttgart.

Seit er denken konnte, hatte Karl Gräfe Lokomotiven geliebt. Das war mehr als das Eisenbahnspiel der Jungen, die saßen und zischen, die Hände ballen und damit auf- und abstoßen, wie sie es am blühenden Geiztänze der Lokomotiven sehen. Karl Gräfe lodte das Ungeheuer, und daß die Lokomotiven, die in den Bahnhöfen lagen und aus ungeheurem, schwarzem Gedärm jöhnten, in schneidender Schnelligkeit dahinfahren konnten. Er liebte ahnungsvoll den sinnreichen Zusammenhang ihrer Teile und sehnte sich, ihre Kraft zu beherrschen. Mitten im Gedränge des Bahnteigs pflegte er vor der Lokomotive stehen zu bleiben. Einmal war er seiner Mutter jachzte aus der führenden Hand gegliitten, hatte sich zur Lokomotive zurückgeschlichen, die von ihrer Reise ausruhte. Dann kletterte er keise wie eine Raube die eisernen Tritte zum Stand des Führers auf. Aber ehe er sich in eine Ecke drücken konnte, hatte der ihn entdeckt. Mit rauhen Worten wurde er in ein Zimmer gebracht, wo viele Beamte auf ihn einredeten. Zu Hause gab es Vorwürfe. Er aber setzte allem nur ein verdostes Schweigen entgegen. Er versprach nicht einmal, es nie wieder zu tun. Die Lehrer waren ratlos, der Arzt redete von einer figen Idee und erkundigte sich nach den Vorfahren, und verordnete gegen diese Krankheit: Beruhigung an dem ersehnten Orte.

Nun gaiten alle Gedanken des Jungen erst recht den schwarzen Riesen, ihrem Feuerwagen, ihren blühenden Gliedern, die er schon genau kannte, als seine Kameraden noch von Wildwest schwärmten. Alle seine Hoffnung galt dem Beruf des Führers, so daß er der Spannung daß nicht mehr Herr ward und oft erfolglos bei den Führern der Lokomotiven bettelte, ihn nur einmal mitzunehmen.

— Auf dem Bahnhof in L. geht ein junger Mann über die Schienen zur Lokomotive des D-Zuges, klettert die eisernen Tritte hinauf, zeigt einen Ausweis: „Eisenbahnaurat Hermann, Eisenbahndirektion Ludwigshafen.“ Der Führer reißt sich zusammen, meldet: „Lokomotivführer Müller, Geizer Schmechtling, Heimatstation Heibelsberg.“

„Neblich heute. Schwierige Fahrt. Achten Sie auf die Signale, ich werde selbst fahren.“

Respektvoll räumt der Führer dem Vorgesetzten seinen Platz zur Rechten im Führerstand ein. Langsam rückt der den großen Hebel, öffnet damit dem Dampf den Weg zum Zylinder. Ein Zittern geht durch die Eisenmassen. Knatternd stürzt es über Weiden, der Geizer der Geschwindigkeit wippt vom Strich zu Strich, 30, 40, 50, jetzt 60 und 80 Kilometer. Hinein in Nebel und Nacht. Kurze Befehle gelten dem Geizer; glühender Schein aus der offenen Feuerüre färbt die Rauchfahne über dem Zug. Signale huschen vorbei wie Johannisläyer im Dunkeln. Nun sind die zweitausend Pferdekkräfte, von dem weißglühenden Kesselfeuer genährt, in seiner Gewalt. Endlich erfüllt ihn die Luft, Führer, Herrscher zu sein, hin zu donnern über die blinden Schienen, Laufende auf sicherem Weg zu führen, getragen zu sein vom Vertrauen derer, die dort hinten in weichen Polstern sitzen und essen und reden wie zu Hause.

Der Lokomotivführer wundert sich über die Sicherheit und Erfahrung des jungen Mannes, nimmt schuldbewußt einen Vorwurf über mangelnde Pflege der Maschine hin. Durch den Fahrerienraum schreitet Hermann dem Ausgang zu, beanstandet noch allerlei Verjämmiss und entfernt sich.

Nach einem Jahre fürchtet jeder die Kontrollfahrten des jungen Baurats; bis zu den höheren Stellen dringt schließlich das Gemunkel von seiner Strenge.

Wieder einmal steigt er auf die Lokomotive. Nach geht der Beamte, der den Zug abfertigte, in seinen Dienstraum zurück. 50 Kilometer weiter klopft der Telegraph „Baurat Hermann auf Lokomotive von D 68“.

Endstation. Hermann rückt den Bremshebel, es zischt unter den Wagen weiter, als wenn tiefgeschöpfter Atem entweicht, die Bremsen beißen sich an den Rädern fest. Noch ein knapper Gruß dem Personal. Wieder eine wunderbare Nacht der Erfüllung seines alien Jugendtraums!

Auf dem Bahnteig stehen zwei in langen Mänteln.

„Ihr Ausweis!“

Ein überbleckter Fezer geht durch ihre Hände. Die beiden wechseln einen Blick.

„Sie sind verhaftet.“ — —

— Vor dem großen Schöffengericht steht der Ingenieur Karl Gräfe, angeklagt der Transportgefährdung, der Amtsanmaßung und der Urkundenfälschung. Der Zuschauererraum ist zum Brechen voll. Wird man ihn verurteilen? Ist er nicht einer von denen, die Balken vor die Jüge legen und Schrauben an den Schienen lösen? Soll Genußgung sehn hohe Bahnbeamte dem Schauspiel zu.

Der Angeklagte starrt ins Leere, wie aus einem Traum erwacht, der lebendiger war als die Wirklichkeit. Er hielt irte wie

ein aufg-störter Nachtwandler. Jeden Augenblick kann er zusammenbrechen. Die Zuhörer erzählen sich, er habe in seiner Jelle Kommandos gegeben wie auf der Eisenbahn, gepiffen, gescholten.

Man läßt Zeugen reden, verfolgt alle Einzelheiten, sucht aus dem Angeklagten vernünftige Worte und Erklärungen herauszuholen. Der sammelt nur von Mühen, von einem Befehl, von Nicht-mehr-warten-lönnen, schreit er plötzlich in den Saal „Geizer, nachlegen!“ Dann sinkt er in stumpfer Ruhe zusammen.

„Zwangsvorstellungen, Zwangshandlungen“, gutachtet der sachverständige Arzt. „Ueberführung in eine Nervenklinik unersäßig.“ Also spricht man den Ingenieur Gräfe frei. Denn bei Begehung der Tat sei die freie Willensbestimmung ausgeschlossen gewesen.

Das Rätsel der Canning-Insel

Im Jahre 1851 ließ sich an einem Sonntagmorgen ein Ehepaar nach einer kleinen Insel übersehen, die der australischen Küste vorgelagert ist. Das Eiland hieß damals im Volksmunde „Roseninsel“, weil dort vor Jahren ein Engländer einen Rosengarten und ein Häuschen anlegen wollte; die Rosen geblieben aber nicht, und vom Gartenhaus wurden nur Untergrund und Keller fertig. Dichtes Buschwerk und Gras hatten die Anlage überwuchert. Canning und seine Frau wollten hier auf der Insel, die einen schönen Badestrand besaß, den Sonntag verbringen und sollten abends um 8 Uhr vom Bootsführer, der gegenüber auf dem Festlande ein Haus hatte, abgeholt werden.

Canning nahm einige Decken und einen Sack mit Lebensmitteln aus dem Boot, seine Frau trug Badeanzug und Sonnenschirm unter dem Arm; sie verabschiedeten sich vom Schiffer und gingen nach dem Außenstrande zu.

Es mochte 6 Uhr abends sein, als die Frau des Bootsmanns drüben in ihrem Haus einen Schrei zu vernehmen glaubte, der von der Roseninsel kam und dem gleich darauf noch zwei folgten; aber sie achtete nicht weiter darauf. Pünktlich um 8 Uhr trat der Schiffer auf der Insel ein; er fand Canning im Gras liegend und neben ihm die Decken und den Proviantack. Als der Bootsmann nach der Frau fragte, antwortete Canning, daß sie sich um 1/6 Uhr getrennt hätten. Er hätte sein großes Klappmesser suchen wollen, das er nach dem Essen verloren hatte; seine Frau hätte noch baden wollen; seitdem habe er nichts von ihr gehört. Der Bootsmann machte sich auf die Suche und fand die Frau in der Nähe des alten Badehauses zwischen Busch und Strand; sie lag im Badeanzug auf dem Rücken, aus einer Brustwunde quoll ein Blutstrom, neben der Leiche lagen die Kleider; die Bademütze fehlte.

Am andern Morgen wurde Canning verhaftet. In der Verhandlung wiederholte er die dem Schiffer gemachten Angaben. Die Untersuchung der Wunde hatte ergeben, daß sie durch ein breites Messer verursacht worden war, wie Canning eines mit nach der Insel genommen hatte und dort verloren haben wollte. Weiter wurde bekannt, daß die beiden Gatten in letzter Zeit nicht im besten Einvernehmen gelebt hatten und Frau Canning schon einmal das Haus mit ihrem Jungen hatte verlassen wollen. Der Mann wurde zum Tode verurteilt. Ein kleiner Formfehler ermöglichte es dem Verteidiger, eine neue Verhandlung zu erwirken. Canning wurde wieder verurteilt, diesmal aber zur Deportation nach Tasmanien begnadigt. Dort starb er 20 Jahre später; er hat immer seine Unschuld beteuert. Sein Kind mußte in einem Waisenhaus untergebracht werden, weil die Prozesse Cannings Vermögen verzehrt hatten. Die Insel hieß seitdem im Volksmund „Canninginsel“.

76 Jahre später sah ein Briefmarkensammler im Schaufenster einer Buchhandlung der Stadt, in welcher Canning gelebt hatte, zwei vergilbte Briefe mit Marken der ersten Ausgabe von Neu-Süd-Wales. Sie hatten, wie üblich, keine Umschläge, sondern waren in sich selbst gefaltet mit der Anschrift auf der Rückseite. Der Sammler kaufte die Stücke. Zu Hause las er aus Neugierde den Inhalt; der eine lautete: „Lieber John! Du mußt in nächster Zeit auf unsere Zusammenkünfte verzichten, weil ich fürchte, daß mein Mann etwas davon merkt. Schreibe mir nicht! Elisabeth Canning.“

— Der andere Brief lautet: „John! Verjöhne mich mit Deinen Verfolgungen; Du stürzest mich damit ins Unglück. Deinen Wunsch, mich am Sonntag zu sprechen, kann ich nicht erfüllen. Wir werden den Tag auf der Roseninsel verleben. Bringe mich nicht zur Verzweiflung! Elisabeth Canning.“

Die Briefe machten den Sammler stuhig. Er kannte Gerüchte von einem Mord auf der Canninginsel, die alle Leute nach Roseninsel nannten. Eine Zeitung konnte ihm aus ihrem Archiv Berichte über den Fall geben, den die Briefe vielleicht aufklären vermochte. So erfährt man auch, daß Cannings Sohn ins Waisenhaus gekommen war; man forschte weiter nach und fand Ortel

Die Nachforschungen ergaben, daß John Ellington an den die Briefe gerichtet waren, 1861 verschollen war; nach den Angaben des Kirchenbuchs hatte man ihn am Sonnabend vor dem Nordtage zuletzt gesehen. Die Insel wurde durchforscht; man entfernte die Büsche um das alte Gartenhaus; der verschüttete Keller- eingang wurde freigelegt — dort lag ein Skelett mit verrostetem Klappmesser neben sich; auf dem Vohgriff war noch ein G zu sehen; daneben fand man Stoffreste mit einem T aus Silberfäden, Frau Cannings Bademütze.

Den Verlauf des Dramas auszumalen, machte jetzt keine Schwierigkeiten mehr. Ellington war früher als das Ehepaar Canning nach der Roseninsel gefahren, um mit der Frau zu sprechen. Als die beiden Gatten nach dem Essen am Strand entlang gingen, wobei Canning sein Messer verlor, war Ellington ihnen nachgeschlichen und hatte das Verlorene aufgehoben. Canning bemerkte später seinen Verlust; während er auf die Suche ging und die Frau baden wollte, war Ellington zu ihr getreten. Die Frau hatte ihm Vorwürfe gemacht, sie waren in Streit geraten; in der Erregung stieß Ellington Frau Canning nieder, ohne daß der Mann auf der anderen Seite der Insel ihre Schreie hörte. Als Ellington zur Besinnung kam, suchte er im Keller ein Versteck vor Canning, die Bademütze riß er ab, um die Klinge daran abzuweischen. Das volle Bewußtsein seiner Tat mag Ellington im Keller gekommen sein, so daß er mit Cannings Messer Selbstmord beging. Im Gras hatten seine Füße keine Spuren hinterlassen; so dachte niemand daran, den Busch zu durchsuchen. Der Nachlaß des Mörders wurde später verkauft; eine Kiste mit Papieren kam in den Besitz des Großvaters, eines Buchhändlers, der sie einmal nach alten Briefmarken durchsuchte und in sein Schaufenster hängte.

Nach 76 Jahren, nämlich 1937, erfolgte Cannings Ehrenterklärung, und seine Erben erhielten die Prozeßkosten zurück.

Sind Hunde musikalisch?

Diese so oft erörterte Frage wurde kürzlich von einem einflussreichsten Wissenschaftler, Professor C. Widmar-Lund, neuartig beleuchtet im Rahmen eines Rundfunkvortrages, den er über das Thema „Hunger und Appetit“ hielt. Bekanntlich werden die physiologisch nachweisbaren Appetitregungen, vornehmlich das Wasser, das einem im Munde zusammenläuft, durch seelische Vorstellungen von bevorstehenden kulinarischen Genüssen fast automatisch, möchte man sagen, ausgelöst. Die „Geschmacks-

reagen“ des Hundes ist in diesem Fall, wie zahlreiche Versuche einwandfrei ergeben haben, besonders fein entwickelt. Mindestens ebenso ausgeprägt wie der Geschmacks- und Geruchssinn ist übrigens, was bisher lebhaft umstritten war, beim Hunde der Gehörsinn vornehmlich die Aufnahme rhythmischer Geräusche. Mit anderen Worten: der Hund ist in hohem Grade musikalisch. Er besitzt ein „absolutes Gehör“, d. h. das Vermögen, die absolute Höhe eines Tones, richtiger, die Zahl seiner Schwingungen genau zu erfassen; eine Eigenschaft, die nicht selten musikalischen Menschen völlig mangelt. Jüngst angestellte tierpsychologische Versuche in dieser Richtung haben beispielsweise erwiesen, daß ein Hund soweit musikalisch dressiert werden kann, daß er ein Stück Fleisch nur beim Anhören eines Rollstoffs anpackt, während er es bei Anschlag eines Durastoffs ganz unberührt läßt. Ein Hund packte defurgemäß nach Anschlag eines feingestrichenen C sofort seine Beute an, während er sich bei sämtlichen anderen Tönen teilnahmslos verhielt. Bei diesen Dressurprüfungen fand nun, wie Professor Widmar erklärte, eine merkwürdige „Apperzeption“ in der Seele des Hundes statt: Verkopplung des Gehörs- und Geschmacksempfindens, und zwar in kausaler Beziehung. Ein bestimmter Ton wirkte gleich einem Gong auf Hoteigüte auf den Hund: ihm lief das Wasser im Munde zusammen.

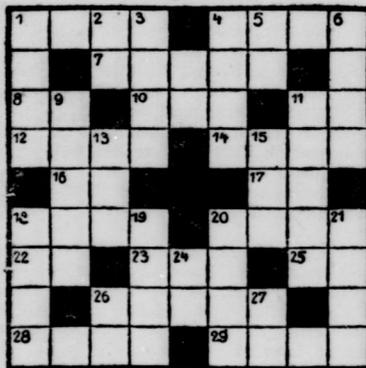
Das neue Buch

Köhlers illustrierter deutscher Kolonialkalender 1928. Preis 1,20 Mark. Verlag von Wilhelm Köhler, Minden in Westfalen. — Ohne Kolonien Volk in Not — Kolonialbesitz Arbeit und Brot. Dieses Leitmotiv des populären Köhlerschen Kolonialkalenders unterstreicht den eigentlichen Zweck der Jahrbücher: das Interesse des deutschen Volkes an seinen ehemaligen Kolonien wachzuhalten und den Wunsch und Willen nicht einschlafen zu lassen nach Wiedererringung des für das Reich so notwendigen ausländischen Besitzes. So erfüllt der Köhlersche Kolonialkalender eine große vaterländische Pflicht und gehört darum in das Haus eines jeden Deutschen! Abwechslungsreich ist das neue Buch mit seiner Fülle spannender Erzählungen, belehrender Abhandlungen und guter Abbildungen. Populär wird der Kolonialkalender schon allein wegen seines niedrigen Preises sein.

Zu beziehen durch die Buchhandlung des Waisenhauses, Halle, Brandeplatz 5, Ecke Steinweg. Telefon 2 2433.

Rätsel.

Kreuzworträtsel.



9

Wagerecht: 1. Voranschlag, 4. Ragetter, 7. Stadt in Frankreich, 8. italienische Note, 10. Teil des Auges, 11. Nahrungsmittel, 12. biblische Person, 14. männlicher Vorname, 16. Fürwort, 17. Fürwort 18. Schwimmbogel, 20. schmale Brücke, 22. Umlaut, 23. Papstname, 26. Ausruf, 28. Futterwiese, 28. Stadt in Frankreich, 29. griechischer Gott.

Senkrecht: 1. Bibelbuch, 2. Spielfarte, 3. Schweizer Feld, 4. schädlicher Wurm, 5. Präposition, 6. wider Strich, 8. Sonnengott, 11. Metall, 18. Sat. „ist“, 18. germanisches Getränk, 18. englischer Titel, 19. Hirschart, 20. Salz, 21. Federvieh, 24. Nahrungsmittel, 28. Fragewort, 27. Fürwort.

Bilderrätsel.



Wanderrätsel.

Bin eine Stadt im fernen Land,
Das „I“ hinweg, schafft mich die Hand.

Auflösungen aus der vorigen Nummer

Bilderrätsel

„Neben ist Silber,
Schweigen ist Gold.“

Kreuzworträtsel

Wagerecht: 2. Kogen, 6. Har, 7. Dan, 9. Wa, 10. Ae, 11. Od, 12. Wan, 15. Note, 17. Rind, 20. Gras, 21. As, 22. Cu, 23. At, 24. Stamm, 25. Eisen, 27. Te, 28. Jng, 29. Re, 30. Ra, 31. Ran, 32. Ode, 34. Ra, 36. Erna, 37. Der, 38. Amor.
Senkrecht: 1. Ag, 2. Ra, 3. Oran, 4. Eden, 5. Ra, 6. Kal, 8. Rot, 9. Würste, 12. Deister, 14. Ahn, 16. Ohr, 18. Jna, 19. Domino, 20. Gregor, 21. Aas, 24. Star, 26. Nero, 30. Le, 31. Ra, 33. Ca, 35. Ar.